

Leseprobe aus:

Peter May

Das Grab im Weinberg



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG

Zwischen den Rebstöcken riecht es intensiv nach Traubensaft, Blättern und zerstampfter Erde. Und nach etwas anderem. Im herbstlich goldenen Mondlicht über den beschnittenen, geraden Reihen, die im Schulterschluss über diesen sanften Hang zu marschieren scheinen, liegt ein dunkler Geruch. Ein Geruch, der nicht von der Süße reifer Früchte rührt. Es ist der unverwechselbare faulige Gestank des Todes.

Die laue Luft streichelt die Haut und hallt vom leisen Platschen der Trauben in die Plastikeimer wider, vom Rascheln der Blätter, vom Schnippen der Scheren. Die Lichtstrahlen von Helmlampen streifen kreuz und quer durch die Dunkelheit und stechen in den Himmel, wann immer jemand zum Verschnaufen den Kopf hebt.

Annie ist erst sechzehn. Es ist ihre erste vendange. Eine nächtliche Traubenlese von Hand, bei der die weißen Mauzac für den vin mousseux geerntet werden. Sie hat keine Ahnung, wie er hergestellt wird – ein Geheimnis, das vor Jahrhunderten ein Mönch namens Dom Pérignon dreist gestohlen und am anderen Ende von Frankreich berühmt gemacht hat. Sie ist jung und so reif wie die Trauben. Bereit, gepflückt zu werden. Sie weiß, dass Christian sie nicht aus den Augen lässt und mit wachsender Ungeduld auf den richtigen Zeitpunkt wartet. Er arbeitet in der Reihe nebenan. Sie kann ihn atmen hören, während er jede Rebe im Lichtstrahl untersucht und etwaige schimmelige Beeren abschneidet, bevor er sie in seinen Eimer wirft. Sie haben verabredet, sich an der Quelle des Wildbachs zu treffen – oben im Wald unter der Kirchenruine,

wo sich schon vor Jahrhunderten im Schatten eines Châteaux, das längst nicht mehr existiert, die Liebespaare getroffen haben.

Bald ist es so weit. Annie sieht auf die Uhr. Kurz nach drei. Dann hört sie den Traktor vom chai, dem Weinkeller, zurückkommen, um die nächste Fuhre Trauben zum Pressen zu holen. Sie blickt die Reihe entlang. Die anderen schleppen ihre Eimer zu den großen roten Bottichen, die auf den Anhänger geladen werden. Ein Pfiff, und als sie herumfährt, sieht sie, wie Christian ihr durch die Zweige zuwinkt. Das Herz schlägt ihr bis zum Hals. «Sie werden nicht merken, dass wir nicht mehr da sind», hatte er gesagt. «Wir knippen einfach unsere Lampen aus und verschwinden wie Gespenster in die Nacht.»

Mit klebrigen Fingern ertastet sie den Schalter an ihrem Helm, und völliges Dunkel hüllt sie ein. Sie duckt sich unter dem Draht hindurch und fühlt, wie seine Hände – ebenso klebrig wie ihre, süßer als Zucker – sie an sich ziehen. Sein Mund findet ihre Lippen, und sie schmeckt die Trauben, die er beim Pflücken gegessen hat.

Sie nehmen sich fest an der Hand und huschen gebückt unter den Ästen hindurch, dann den Hang hinauf zum dunklen Waldrand. Die Angst ist der gespannten Erwartung, der Vorfreude auf den Augenblick gewichen, in dem sie endlich zur Frau wird. Sie lacht, und er legt ihr den Finger auf die Lippen, um sie zur Ruhe zu mahnen, während er selbst das Lachen kaum unterdrücken kann.

Sie sind jetzt weit genug weg, um sich über den Rebstöcken aufzurichten und das letzte Stück zum schützenden Wald zu rennen. Doch in dem Moment, als sie sich zu den Bäumen umwenden, wirft eine Gestalt ihren langen, dunklen Schatten auf sie, als wolle sie das Paar mit ihren ausgestreckten Armen an ihre Arbeit zurücktreiben.

Sie bleiben abrupt stehen, Christian flucht. Putain! Jemand hat sie erappt. Doch der Mann rührt sich nicht. Sein langer Umhang

flattert ihm um Schultern und Arme. Weiße Handschuhe leuchten im Mondlicht auf. Ein seltsamer dreieckiger Hut überschattet sein Gesicht. Und immer noch bewegt er sich nicht.

«Wer ist das?», flüstert Annie, als eine düstere Ahnung sie überkommt. Ein Klacken, und der Lichtstrahl von Christians Lampe trifft erschreckend grell auf ein eingefallenes, runzliges Gesicht unter einem bizarr vorgewölbten Schädel. Schwarze Löcher anstelle der Augen. Haut, Zähne, Haar – alles wie von dunkelrotem Traubensaft gefärbt und passend zum Purpur des Gewands. Der Mund ist wie im Todesschrei aufgerissen, doch es ist Annies Mund, aus dem der Entsetzenschrei über die Begegnung mit dem Tod dringt.

KAPITEL EINS

I.

Petty muss einer der unpopulärsten Männer in ganz Frankreich gewesen sein, Monsieur Mackay.» Der Préfet machte eine lässige Armbewegung, als läge die ganze Nation vor ihm ausgebreitet. «Das muss man sich nur mal vorstellen: Ein Amerikaner, der den Franzosen sagt, ob ihr Wein etwas taugt.»

Enzo konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. «Ich bin sicher, dass diese *châteaux* in Bordeaux, die ihre Weine für hundert Dollar die Flasche verkaufen, mit den Punkten, die Monsieur Petty seinerzeit an sie vergeben hat, recht zufrieden waren.»

«Was noch lange nicht heißt, dass sie den Mann mochten. Dass sie ihn fürchteten, trifft es wohl eher. Immerhin konnte eine einzige schlechte Bewertung für jemanden den Ruin bedeuten. Und Petty hat wahrlich mehr als einen Weinhersteller in die Pleite gestürzt.» Vor Abscheu kräuselte der Préfet die Lippen.

An der Seite von Enzo Mackay schlenderte er über das Kopfsteinpflaster des Kirchplatzes von Sainte Cecile in Albi, dem größten Ziegelbau der Welt, wie über sein Privatgrundstück. Auf der gegenüberliegenden Seite hatten sich am Eingangsportal zum Toulouse-Lautrec-Museum bereits Schlangen gebildet.

«Natürlich tritt nach dem Tod eines Weinkritikers

ein anderer in seine Fußstapfen. Robert Parker ist jetzt der King. Und die Korrespondenten vom *Wine Spectator*. Noch mehr Amerikaner.» Jetzt rümpfte der Préfet angewidert die Nase. «Und keiner von denen hat sich bisher nach Gaillac bequemt, um unsere hiesigen Weine zu verkosten. Parker soll angeblich mal einen Château Lastours prämiert haben. Mag ja sein, jedenfalls war Petty der Einzige, der zu einer systematischen Verkostung hergekommen ist.» Er seufzte und drehte sich mit einem irritierten Blick zu Enzo um, der zurückgeblieben war und die Kathedrale bestaunte, als fragte er sich erst in diesem Moment, wieso er das alles diesem fremden Schotten mit Pferdeschwanz erzählte. «Da seine Notizen nie gefunden wurden, werden wir auch nie erfahren, was er von unseren Weinen hielt. Aber da sage ich Ihnen ja sicher nichts Neues.»

Enzo nickte. Er kannte jede Einzelheit im Zusammenhang mit Pettys Verschwinden und seiner Ermordung. Nicht nur von dem, was Raffin in seinem Buch darüber geschrieben hatte, sondern auch aus Gesprächen mit Raffin selbst. Ursprünglich waren für das Buch nur sechs Morde geplant gewesen, und den Fall Petty hatte er erst im letzten Moment dazugenommen. Kurz vor Drucklegung sozusagen.

«Ich weiß also nicht, wie ich Ihnen helfen kann. Mein Amtskollege aus Lot hat in den höchsten Tönen von Ihnen gesprochen.»

«Ja, ich weiß, Monsieur le Préfet. Ich hatte gehofft, Sie könnten mich vielleicht in Gaillac mit jemandem zusammenbringen, der mir dabei hilft, mich inkognito umzusehen – als Arbeiter bei der Weinlese vielleicht.»

«Sie glauben also, dass Sie den Mord an Petty wie den an Gaillard aufklären können, ja? Wieder eine Wette?»

Es war überall durch die Presse gegangen, dass Enzo den Fall Gaillard im Zuge einer Wette aufgeklärt hatte. Enzo blickte das Ufer des Tarn entlang, wo sich hinter einer Reihe Bäume mit herbstlich goldenem Laub Klinkerhäuser mit flachen Ziegeldächern aneinanderreiheten. «Diesmal nicht, Monsieur le Préfet», sagte er dann. «Ich versuche, für das neue Institut für Kriminalwissenschaften an meiner Universität in Toulouse Gelder zu sammeln. Der Fall Gaillard hat uns enorme Publicity eingebracht, und so mache ich mich nacheinander an die anderen Fälle in Raffins Buch.»

Am Fuß der Kathedrale blieben sie stehen. Der Préfet war, ungeachtet seines säkularen, politischen Amtes, ein frommer Mann. Er musterte Enzo mit einem abschätzigen Blick. «Ich weiß nicht, ob ich die Arbeit von Amateurdetektiven außerhalb des behördlichen Rahmens billigen kann.»

«Ich bin wohl kaum ein Amateur, Monsieur le Préfet. Ich bin in der Kunst der Forensik bestens bewandert.» Und bevor der Préfet Gelegenheit hatte, darauf hinzuweisen, dass er diese Kunst seit zwanzig Jahren nicht mehr ausgeübt hatte, fügte Enzo hinzu: «Und außerdem bestünde kein Bedarf an Amateurdetektiven, wenn die Polizei ihre Arbeit machen würde.»

Der Préfet zog eine Augenbraue hoch. «Préfet Verne erwähnte, als er Sie empfahl, dass Sie kein Blatt vor den Mund nehmen.» Nach einer Sekunde des Zögerns zückte er ein kleines Notizbuch mit Ledereinband und schrieb einen Namen sowie eine Telefonnummer auf ein leeres

Blatt, das er herausriss und Enzo reichte. «Ich wünsche Ihnen viel Glück, Monsieur Mackay. Sie werden es nötig haben.» Dann drehte er sich um und eilte ein wenig verspätet zu seiner Verabredung mit Gott die Stufen hoch.

II.

«Ich musste ihn vor drei Jahren im Leichenschauhaus identifizieren.» Laurent de Bonneval war Anfang fünfzig, vielleicht ein, zwei Jahre älter als Enzo. Er war hochgewachsen und gertenschlank, mit kräftigem, gelocktem schwarzem Haar und vereinzelt Silbersträhnen. «Es war schockierend. Noch nie hatte ich einen Menschen in einem solchen Zustand zu Gesicht bekommen. Es sah aus, als hätte man ihn in Wein eingelegt. Ich nehme an, der Alkohol hat den Verwesungsprozess verzögert. Er muss für den größten Teil der zwölf Monate, in denen er als vermisst galt, darin gelegen haben.»

Sie befanden sich in den Büros der *Commission Interprofessionnelle des Vins de Gaillac* im *Maison des Vins*, die in einem Trakt der Abbatte Saint-Michel in der Stadt Gaillac untergebracht waren. Das ehrwürdige rote Ziegelgemäuer aus dem dreizehnten Jahrhundert barg, so kam es Enzo vor, wie ein Schrein die tausendjährige Geschichte dieser Stadt. Direkt unterhalb der wehrhaften Mauern floss majestätisch der Tarn. «Wieso wurde er dann nicht von einem Angehörigen identifiziert?»

«Weil sich niemand die Mühe machen wollte, aus den Staaten herüberzukommen. Offenbar war er seit einigen

Jahren geschieden und hatte keinen Kontakt zu seiner Tochter.»

Enzo räusperte sich verlegen angesichts der unbehaglichen Parallelen zu seinem eigenen Leben. Zum Glück würde Monsieur de Bonneval nie davon erfahren. «Und wieso haben die Sie gebeten?»

«Er hatte eine Woche vor seinem Verschwinden im Château Saint-Michel meine Weine verkostet. Also war ich ihm begegnet. Aber wohl auch, weil ich Vorsitzender der CIVG war – ich habe sämtliche Weinhersteller von Gaillac repräsentiert. Tue ich bis heute.»

Enzo betrachtete den Mann im blauen Rippenpullover mit den verwaschenen Ellbogenflicken und einer schlabberigen Hose aus Cord und wäre kaum darauf gekommen, es mit einem Repräsentanten einer ganzen Branche zu tun zu haben. Andererseits verfügte er über eine gewisse Anziehungskraft, so eine onkelhafte Liebenswürdigkeit, die einen sofort für ihn einnahm. «Den Polizeiberichten nach war die Leiche in das zeremonielle Gewand irgendeiner lokalen Bruderschaft von Weinerzeugern gehüllt.»

«Ja, der Orden der göttlichen Flasche – der *Ordre de la Dive Bouteille*. Ziemlich bizarr, das Ganze. Es handelt sich um eine Bruderschaft von Lebemännern vom Schlage eines François Rabelais.»

Enzo war die Liebe des berühmten Schriftstellers aus dem sechzehnten Jahrhundert zum Wein ebenso bekannt wie sein berüchtigter einzeliliger letzter Wille: *Ich habe nichts, ich schulde viel, und den Rest vermache ich den Armen.*

«Die Bruderschaft», fuhr Bonneval fort, «hat ihre Wurzeln in einem uralten Bund, der vor fünfhundert Jahren existierte und sich *La Companha de la Poda* nannte. Eine

poda war eine kurzstielige Axt, die sie zum Beschneiden von Rebstöcken benutzten. Heute allerdings scheint die *confrérie* nur noch der Werbung für den Wein zu dienen und seinem Genuss natürlich.»

«Sind Sie Mitglied?»

«Gott bewahre, nein. Ich bin ein seriöser Weinhersteller, Monsieur. Ich habe keine Zeit, mich in eine dunkelrote Robe mit Spitzhut zu werfen.» Bonneval lächelte. «Allerdings habe ich nichts dagegen, unser Erzeugnis zu trinken.»

Enzo nickte. Er selbst war dem einen oder anderen Gläschen nicht abgeneigt. «Und in welcher Beziehung stand Petty zu der Organisation?»

«Sie hatten ihn kurz nach seiner Ankunft hier in der Stadt in die *confrérie* aufgenommen und zum *chevalier* des Ordens geschlagen.»

«War das ungewöhnlich?»

«Für jemanden von seiner Prominenz eigentlich nicht. Immerhin war er in der Welt des Weins der klingendste Name, Monsieur Mackay. Und er war gekommen, um unsere Weine zu verkosten. Hätte uns vielleicht bekannt gemacht. Gute Bewertungen von Petty hätten einigen unserer *vignerons* eine Menge Geld eingebracht.»

«Und schlechte hätten sie möglicherweise ruiniert.»

Bonneval zuckte die Achseln. «Falls Sie nach einem Motiv suchen, ist das vermutlich richtig.»

«Und», sagte Enzo, «glauben Sie, dass Sie mir helfen können?»

«Oh, ich denke schon.» Er zog eine Visitenkarte aus seiner Briefftasche und reichte sie Enzo. «Wollen Sie nicht heute Abend zum Château kommen und mit meiner Frau

und mir zu Abend essen? Sind Sie mit der Weinherstellung vertraut, Monsieur Mackay?»

«Ich verstehe den Prozess. Das heißt nicht, dass mir sämtliche Schritte geläufig sind.»

«Aber Sie wissen ein Glas zu schätzen?»

«O ja.»

«Gut. Wir lassen uns ein, zwei Flaschen schmecken, und dann führe ich Sie herum. In der Zwischenzeit sehe ich zu, dass ich Sie irgendwo bei der Lese unterbringe.» Er lächelte. «Ich hoffe, Sie haben keine Rückenprobleme.»

III.

Gaillac, fand Enzo, als er den frischgeplasterten Place du Griffoul überquerte, war keine schöne Stadt. Weder hatte es die Größe noch die altherwürdige Ausstrahlung von Albi, aber es verströmte einen wunderbar schmuddeligen Charme. Es war eine Stadt der hart arbeitenden Menschen. Rote Ziegelhäuser und Wein. Der Wind trug den süßen, zu Kopfe steigenden Duft in alle Winkel. Es war Erntezeit, an den Weinbergen, die sich zu beiden Ufern des Flusses erhoben, wurden die Früchte – das Lebenselixier der Stadt – gepflückt, um anschließend in über einhundertzwanzig *domaines* und *châteaux* in hohen Stahlbehältern gepresst und vergoren zu werden.

Enzo stieg die schmale Rue Charles Portal hinauf, deren uralte Häuser sich behaglich an den Berg schmiegen. Die Sonne stand hoch am frühherbstlichen Himmel und schimmerte matt in ihrem eigenen Hitzedunst, während die Menschen mit warmen, ofenfrischen Broten zum Mit-

tagessen nach Hause eilten. Es war schwer zu glauben, dass in diesem verschlafenen Nest im Südwesten Frankreichs – lange nachdem das Opfer beseitigt und fast schon vergessen war – ein Mörder immer noch frei herumlief.

Der Eingang zur Gendarmerie befand sich in der Avenue Jean Calvet, Enzo drückte den Summer und erklärte dem Mädchen, das sich über die Gegensprechanlage meldete, er wollte zu Gendarme David Roussel. Das elektronische Tor summte und gestattete ihm den Zutritt zu einem asphaltierten Innenhof, in dem sich die Hitze stautete.

Polizisten standen rauchend und lachend in Gruppen herum und bäugten Enzo, als er an ihnen vorbeikam, mit kaum verhohlener Neugier. Er war eindeutig nicht von hier. Ein großer Mann, über eins fünfundachtzig, mit einer seltsamen Silbersträhne im angegrauten, dunklen Haar.

Roussel selbst war Mitte dreißig und eher klein, feine braune Stoppeln wuchsen ihm wie ein Samtflaum auf dem kugelförmigen Schädel. Er hatte große, dunkle, misstrauisch lauernde Augen, dazu Hände, die, zur Faust geballt, etwa die Größe eines Eisbeins hätten. Seine dunkelblaue Hose endete in schwarzen Lederstiefeln, ein hellblaues, kurzärmeliges Polohemd hatte er in die Hose gesteckt, unter einen weißen Gürtel mit Holster und Pistole. Direkt unter den Knöpfen an seinem Hals prangte ein dunkelblaues Quadrat mit zwei Silberstreifen, während sich auf seinem linken Ärmel ein aufsteigender Löwe stolz auf einem grauen Schild präsentierte. Beide waren mit Klettverschluss versehen und ließen sich zum Waschen abnehmen, und Enzo ertappte sich bei einem Grinsen darüber, wie praktisch die Franzosen doch veranlagt waren.

Roussel geleitete ihn in das Halbdunkel seines Büros, eines kleinen, unordentlichen Raums mit drei Schreibtischen, an dessen zwei Fenstern gegen das grelle Licht der Außenwelt die Fensterläden geschlossen waren. An der Rückwand lehnte eine lebensgroße Pappfigur von Lara Croft. Ein U2-Poster bot die optische Ergänzung zur Musik, die aus den Lautsprechern von Roussels Computer kam. Roussel nahm, die Hände an den Hüften, hinter seinem Schreibtisch Platz. «Beste Rockgruppe der Welt.» Er ließ Enzo Zeit, diese Information sacken zu lassen, und fügte dann hinzu: «Wissen Sie, da draußen gibt es Demonstranten, die dagegen protestieren, drei Gefangene in einer Zelle unterzubringen. Zellen, größer als die hier.» Er deutete mit einer ausladenden Handbewegung auf sein Büro. «Wir hausen hier drin zu dritt, und wir sind *gendarmes!*» Dann straffte er sich und fragte: «Was wünschen Sie, Monsieur Mackay?»

«Sie haben ein Fax von Madame Taillard, der Polizeichefin in Cahors, bekommen?»

«Ja.»

«Dann wissen Sie ja, dass ich wegen der Ermordung von Gil Petty hier bin.»

Roussel verschränkte die Arme vor der Brust. Enzo bemerkte ein dreißig Zentimeter hohes Plastikmodell von Lara Croft neben seinem Computer, die Verpackung lag auf der Müllhalde hinter dem Schreibtisch. «Ich hab für die Police Nationale nichts übrig, Monsieur. Das sind Zivilisten, wir sind die Armee. Dennoch kriegen die viel Geld, wir nicht.» Er nahm einen Kugelschreiber aus dem Becher, der vor ihm stand, und kritzelte damit auf seinem Schreibblock herum, wo er nichts weiter als farblose Abdrücke

hinterließ. «So was kriegen wir.» Er hob den Stift hoch. «Funktioniert nicht.» Er zog von einer Akte auf seinem Tisch die Büroklammer ab, um sie Enzo zu zeigen. «Büroklammern? Müssen wir selber kaufen. Meinen Sie etwa, die Police Nationale kauft sich die Büroklammern?»

«Keine Ahnung.»

«Nein, natürlich nicht. Und ich habe keine Ahnung, wie ich Ihnen helfen kann.»

«Ich hätte gerne Zugang zu Ihren Akten im Fall Petty.»

Roussel sah ihm lange direkt in die Augen. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem amüsierten Lächeln. «Ihr Sinn für Humor gefällt mir, Monsieur Mackay. Wie kommen Sie auf die Idee, ich könne Ihnen Akteneinsicht gewähren?» Doch bevor Enzo etwas erwidern konnte, hob er die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. «Nein, verraten Sie mir erst einmal, wer Sie sind.»

Enzo war verblüfft. «Also, ich denke, Sie wissen, wer ich bin.»

«Ach ja?»

Enzo seufzte. «Ich heiße Enzo ...»

Roussel schnitt ihm das Wort ab. «Nein. Ich weiß, wer Sie *angeblich* sind.» Er griff über den Tisch. «Und was ich in einem Fax lese, das *angeblich* die Polizeichefin von Cahors schickt. Woher soll ich wissen, dass nicht *Sie* der Mörder sind? Und Sie wollen, dass ich *Ihnen* meine Akten aushändige?»

Enzo verschlug es die Sprache.

«Und überhaupt gibt die Gendarmerie Nationale keine Informationen an Privatdetektive heraus.»

«Ich bin nun nicht gerade ein Privatdetektiv.»

«Nein, sind Sie nicht.» Roussel öffnete einen schmalen

Schnellhefter und nahm ein Blatt Papier heraus, um vorzulesen. «Sie sind ein ehemaliger Kriminalwissenschaftler der schottischen Kripo. Sie leben seit zwanzig Jahren in Frankreich und unterrichten an der Universität Paul Sabatier in Toulouse Biologie.»

«Ich dachte, Sie wüssten nichts über mich.»

«Ich hab mich ein bisschen schlaugemacht. In meinem Metier zahlt sich das aus.»

Zeit, zum Angriff überzugehen. «Es ist kein Kunststück, Monsieur, Fakten im Internet zusammenzusuchen. Ganz etwas anderes ist es, ein Verbrechen aufzuklären, und es erfordert einige Intelligenz, um Fakten ans Licht zu bringen, die bislang im Verborgenen liegen.»

Roussels Wangen liefen puterrot an. «Und was genau wollen Sie damit sagen?»

«Petty galt seit einem Jahr als vermisst, und bis sein Mörder beschloss, ihn öffentlich zur Schau zu stellen, hatten Sie ihn nicht etwa vergeblich gesucht, was ja durchaus ehrenvoll wäre, nein, Sie hatten nicht einmal gewusst, dass er überhaupt ermordet worden war.»

Roussel starrte Enzo wütend an. «Alle naselang verschwinden irgendwelche Leute, Monsieur Mackay.» Er tippte mit dem Finger auf eine andere Akte. Eine dicke diesmal. «Ich habe fast ein halbes Dutzend Vermisstenmeldungen auf dem Tisch. Sehr oft haben die Leute ihre Gründe. Da ist nichts Unheilvolles. Eine Ehe, die in die Brüche geht, eine heimliche Affäre, Depressionen. Manchmal wollen sie einfach verschwinden. Er klappte die Akte auf und nahm ein paar mit einer zweifellos auf eigene Kosten gekauften Büroklammer zusammengehaltene Blätter heraus. «Mit dem hier bin ich zur Schule gegangen. Serge

Coste. Hat vor einem Jahr seine Zelte abgebrochen und ist auf und davon. Seine Frau sagt, sie hätte keine Ahnung, wieso. Aber ich vermute, sie hatten einen Riesenkrach. Sie waren kinderlos. Sie wollte adoptieren, er nicht. So was setzt Leute manchmal ganz schön unter Druck. Und wahrscheinlich werden wir nie erfahren, wieso er abgehauen ist oder wohin.» Er legte die Blätter zurück, klappte die Akte zu und schlug die flache Hand darauf. «Als Petty verschwand, hatten wir keinen Grund, ein Verbrechen zu vermuten. Selbst als wir unter Druck gerieten – immerhin war er eine Persönlichkeit von internationalem Rang –, deutete nichts auf Mord hin.»

«Auch nicht, als er, wie eine Vogelscheuche an ein Kreuz gebunden, auf einem Weinberg auftauchte?»

«Das war ein Jahr später. Da war die Spur schon kalt.»

«Nicht da, wo er gefunden wurde. Dort hing er damals erst seit ein paar Stunden. Sie hatten einen unberührten, neuen Tatort. Und irgendetwas hinterlässt ein Mörder immer. Irgendeinen Hinweis. Wie unscheinbar er auch sein mag. Ausnahmslos.»

Roussel schürzte die Lippen. «Beamte von der Police Scientifique in Albi haben damals den Tatort peinlich genau untersucht, Monsieur Mackay. Hätte der Mörder eine Spur hinterlassen, dann hätten wir sie auch gefunden.» Er lehnte sich nach hinten, zog eine Schublade auf, holte ein Buch heraus und legte es auf den Tisch.

Enzo neigte den Kopf, um einen Blick darauf zu werfen.

«Ihr Freund Roger Raffin macht mir unentwegt Probleme, Mackay.» Enzo registrierte, dass Roussel den *Monsieur* weggelassen hatte. «Besonders seit sein Buch jetzt auch

noch in den Vereinigten Staaten herausgekommen ist. Auch wenn Raffin das zweifellos nur dem Fall Petty zu verdanken hat. Sie haben übrigens gerade seine Tochter verpasst.»

Enzos Interesse war geweckt. «Michelle Petty? Die ist hier?»

«Sicher nicht für lange. Sie ist wegen seiner persönlichen Habe gekommen.»

«Nach drei Jahren? Da hat sie sich aber Zeit gelassen.»

«Vier Jahre seit seinem Verschwinden. Und das ist der erste Kontakt, den überhaupt ein Angehöriger mit uns aufnimmt – abgesehen davon, dass die Familie vor einem Jahr alles für die Überstellung des Leichnams zur Beisetzung in die Wege geleitet hat.»

«Und was haben Sie ihr gesagt?

«Dass wir seine persönliche Habe nach wie vor als Beweismittel in einem ungelösten Fall betrachten. Sie war nicht sehr erfreut darüber.»

«Sie wissen nicht zufällig, wo sie abgestiegen ist?»

«Und wieso sollte ich Ihnen das verraten?»

«Um mich loszuwerden.»

Was dem Gendarmen ein Lächeln abgewann. Das erste seit einer ganzen Weile. «Also, wenn das kein Angebot ist. Sie wohnt im Château de Salettes, Monsieur Mackay. Da, wo all die richtig reichen Touristen logieren. Schätze mal, Michelle Petty hat vom Tod ihres Vaters ganz schön profitiert.»